

Wozu dienten die zwei Kreuze aus Goßmannsrode?

Von **Ernst-Heinrich Meidt**, Kirchheim

Unter der Überschrift „Was ist das?“ hatte ich in der August-Ausgabe 2018 von „Mein Heimatland“ Vorder- und Rückseite eines gusseisernen Kreuzes abgebildet. Herr Hans-Joachim Grimmer (Goßmannsrode), hatte es, zusammen mit einem weiteren Exemplar, das die Ziffer 5 trägt, auf dem Dachboden des alten Dorfgemeinschaftshauses gefunden, welches abgebrochen werden sollte.

Der Längsschaft des Kreuzes ist 60 cm lang, der kurze Schaft misst 12 cm. Am unteren Teil befindet sich eine Spitze (nur 10 cm lang), die vermutlich dazu diente, das Kreuz in den Boden oder in ein vorgefertigtes Betonteil zu stecken. Die beiden Kreuze tragen auf dem ovalen Schild (6,5 cm hoch, 7,5 cm breit) die Ziffern 5 und 6. Ich richtete damals an die Leserinnen und Lesern von „Mein Heimatland“ die Fragen „Wer kennt solche Kreuze?“ und „Wer weiß, wozu sie dienen?“.

Auf dem Längsbalken tragen die beiden Kreuze ein Markenzeichen, nämlich die Buchstaben C und H, zwischen beiden das Bergmanns-Symbol Schlägel und Bergeisen, sowie den Schriftzug „Gesetzlich geschützt“. Das Markenzeichen lässt sich auflösen.

Die Buchstaben C und H bedeuten Carlschütte. Allerdings führen bzw. führten in Deutschland 5 Eisenverhüttungsbetriebe diese Bezeichnung und einer in Polen. Diese befinden bzw. befanden sich in: Buchenau-Dautphetal im Landkreis Marburg-Biedenkopf in Mittelhessen, in Staffel, einem Stadtteil von Limburg in Mittelhessen, in Delligsen im Landkreis Holzminden, Niedersachsen, in Kail in der Eifel, in Büdelsdorf bei Rendsburg in Holstein, sowie in Waldenburg-Altwater, ehemals Niederschlesien, heute Stary Zdrój, Polen. Die beiden gusseisernen Kreuze aus Goßmannsrode stammen jedoch nicht aus einem der beiden Eisenverhüttungsbetriebe in Mittelhessen, wie man annehmen sollte, sondern aus der



weit entfernten Carlshütte in Büdelsdorf nahe Rendsburg in Schleswig-Holstein, denn nur sie führte das oben angeführte Markenzeichen. Diese Eisengießerei vertrieb ihre Produkte offenbar mindestens deutschlandweit, vielleicht sogar ins benachbarte Ausland. Sie existiert schon lange nicht mehr.

Das Nachfolgeunternehmen Ahlmann, das schon europaweit tätig war, ging im Jahr 2002 in dem internationalen Konzern Mecalac auf. Ein Eisenkunstgussmuseum erinnert an diese früher sehr bedeutende Eisenhütte mit dem Namen Carlshütte in Büdelsdorf, deren Produkte das beschriebene Markenzeichen mit den Buchstaben C und H tragen. Die Bandbreite der Ausstellungstücke zeigt nur eine kleine Auswahl aus der früheren Produktpalette der Carlshütte. Sie reicht vom Personendenkmal über den Kohlenkasten und die Ofenplatte bis hin zur Kaffeemühle und Garnwinde.

Nach der Veröffentlichung in „Mein Heimatland“ meldeten sich bei mir mehrere Leserinnen und Leser. Alle gingen davon aus, dass die gusseisernen Kreuze einen Bezug zu der früher selbstständigen Gemeinde Goßmannsrode haben müssten. Diese hatte damals eine ganze Reihe von Zuständigkeiten: eine eigene Schule, Straßen und Wege, Bauplätze, einen Friedhof, ein Wasserwerk, Wasserleitungen, Kanäle usw. In der Schule gab es einen gusseisernen Ofen; aber ein Schürhaken sieht anders aus. Straßen und Wege hatten besondere Emailschilder. Bauplätze wurden zwar abgesteckt; dafür verwendete man aber nicht solche Kreuze. Die meisten Überlegungen drehten sich um den Friedhof. Neu angelegte Gräber brauchten aber nicht nummeriert zu werden, weil jeder Einwohner im Ort Bescheid wusste, wem welches Grab gehörte.

Von ganz unerwarteter Seite meldete sich der in Frielingen aufgewachsene Hans Bornschier, Jahrgang 1936, ein Architekt, der seit 1959 in Bad Homburg wohnt. Er hatte das Foto der gusseisernen Kreuze im Internet gesehen, wo seit dem Jahr 2006 alle in „Mein Heimatland“ erschienenen Artikel eingesehen werden können. Herr Hans Bornschier erzählte mir, dass er und andere Jungen in den 1940er Jahren so ähnliche Kreuze am damaligen Frielinger Friedhof herausgerissen hätten, um damit



Schwertkämpfe zu machen, Dumme-Jungen-Streiche also, Zeitvertreib von Schülern, die auf den Zug nach Hersfeld warteten. Die Kreuze dienten dort angeblich früher zur Markierung von Grabstellen ohne Grabmal. Die Geschichte klang glaubhaft und ich ging dem Hinweis nach.

In der Tat befand sich der damalige Friedhof oberhalb des Frielinger Bahnhofs, und zwar seit etwa 1900 bis in die 1950er Jahre. Heute ist davon nichts mehr zu sehen. Nicht jedes Grab hatte damals einen Grabstein, gerade in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht. Es ist also durchaus möglich, dass einzelne Gräber mit solchen

gusseisernen Kreuzen markiert waren. Da der Friedhof von einer Hecke umgeben war, brauchten die Übeltäter auch nicht zu befürchten, bei ihren Schwertkämpfen gesehen zu werden. Dennoch sind Zweifel angebracht. Die gusseisernen Kreuze aus Goßmannsrode sind nicht ganz leicht, lassen sich als Schwerter auch nicht gut handhaben. Aber in einer Zeit, in der Spielzeug knapp war und deshalb alle möglichen Sachen zum Spielen verwendet wurden, ist es durchaus denkbar, dass die Jungen mit solchen Kreuzen Schwertkämpfe ausführten. Einer der ältesten Einwohner von Frielingen, der Schreinermeister Heinrich Wiegand, Jahrgang 1925, der früher auch Särge lieferte und Bestattungen durchführte, kann sich jedoch an solche gusseisernen Kreuze auf dem früheren Friedhof nicht erinnern. Der frühere Pfarrer Winfried Wehowsky hat davon auch nichts gehört, will aber auch nicht ausschließen, dass damit in früherer Zeit einzelne Gräber oder Gräberreihen gekennzeichnet waren.

Fazit: Eine Spur führt also nach Frielingen. Hier hat es wohl solche oder sehr ähnliche Kreuze gegeben, wie sich Hans Bornschier erinnert. Zu welchem Zweck sie aber eigentlich dienten und ob das auch für Goßmannsrode gilt, bleibt nach wie vor offen.

Aus dem Leben von Auguste Möller geb. Reinhardt in Lengers (1913-2002)

Von **Wolfgang G. Fischer**, Hamburg

Meine Großmutter Auguste Möller hatte kein leichtes Leben und war ein Stück weit eine harte Frau. Sie war liebenswert und humorvoll, aber nicht unkompliziert. Nach einer harten Jugend wurde sie 1931 am Ende einer hauswirtschaftlichen Ausbildung in Weimar ungewollt schwanger und bekam meine Mutter am 19. März 1932 im Alter von 18 Jahren.

Sie selbst war am 20. November 1913 in Lengers als fünftes Kind und als zweite Tochter des Schneidermeisters Heinrich Reinhardt und der Landwirtstochter Elisabeth geb. Möller geboren worden. Ihr folgten noch zwei Brüder. Patin wurde Auguste Möller geb. Engler, eine Schwägerin ihrer Mutter.

Mein Bruder Klaus dichtete 1983 zu Augustes 70. Geburtstag:

„Es war genau vor 70 Jahren,
da hat in Lengers man erfahren,
dass bei den Reinhardts über Nacht
ein Mädchen ward zur Welt gebracht
und weil man es nicht besser wusste,
so nannte man sie schlicht Auguste.
Auguste hieß ja immerhin,
des deutschen Volkes Kaiserin.
Die Reinhardts freuten sich gar sehr;
vier Kinder schon und noch eins mehr,
doch ist's auch dabei nicht geblieben,
am Ende waren's sogar sieben.“

Das Mädchen Auguste Reinhardt wurde eine starke, eigensinnige Frau, auch körperlich konnte sie mit manchem Mann mithalten. Später veranstaltete sie mit ihrem ältesten Enkel noch Ringkämpfe. Zunächst waren die beiden jüngeren Brüder ihre „Sparringspartner“. Einer ihrer Leitverse war: „Sich selbst bekriegen, ist der schwerste Krieg; sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg.“

Sie war intelligent, konnte aber wie alle ihre Geschwister nur die Volksschule in Lengers besuchen. Die Eltern waren streng, wie es damals üblich war. Der Vater hatte einen verkrüppelten Fuß und war deswegen Schneider geworden. Seine vier Brüder hatten alle Schmied gelernt, der früh verstorbene Vater war auch Schmied gewesen. So saß Heinrich jetzt in seiner Schneiderstube und hütete nebenbei die Kinder, während seine Frau die Milchkühe anspannte und aufs Feld fuhr.

Augustes älteste Schwester Lene wollte gern Diakonisse werden, was aber krankheitsbedingt nicht möglich war. So kümmerte sie sich quasi privat um Kranke und andere Hilfsbedürftige. Natürlich war sie auch an der Erziehung der jüngeren Geschwister beteiligt. Nach der Schulentlassung wurde sie Dienstmädchen im Diakonissenhaus Kassel und bekehrte sich zu einem strengen Christentum.

Mittlerweile, nach dem Tod der Schwester, waren auch ihre Eltern Mitglieder der „Landeskirchlichen Gemeinschaft für Entschiedenes Christentum in der Evangelischen Kirche von Kurhessen und Waldeck“ im Werratal geworden. Der Prediger wohnte damals in Dankmarshausen zur Miete. Heute steht das eigene Gemeinschaftshaus in Heimboldshausen.

Auguste wurde 1928 konfirmiert und war



Auguste Reinhardt um 1935



Auguste Moeller mit Ehemann Gustav und den Kindern Liesel, Gerhard und Arthur um 1942

dann ein Jahr lang Dienstmädchen im Haushalt eines Missionars in Heringen. Oft erzählte sie vom harten Winter 1928/29, als ihr nachts im Bett der Atem im Gesicht fest froh.

1929 ging sie für zwei Jahre auf eine Haushaltungsschule in Weimar. Dort lernte sie jenen Berufssoldaten Hans Götz aus Reckendorf bei Bamberg kennen, der leider katholischer Christ war. Für ihre streng evangelischen Eltern war eine solche „Mischehe“ unerwünscht und auch Hans' Eltern lehnten die Verbindung ab. Hans ließ sich zurück nach Bayern versetzen und das junge Paar trennte sich.

Erst Monate später fiel auf, dass Auguste schwanger war. Ihre Mutter stellte fest: „Du wäschst ja gar keine Binden mehr aus.“ Nun wurde beratschlagt und auch der wer-

dende Vater informiert. Er reiste an und berieth sich mit Augustes Vater. Man kam überein, auf eine Heirat zu verzichten. Heinrich Reinhardt informierte das Jugendamt des Kreises Hersfeld. Er wurde der erste Vormund seiner Enkelin.

Eine Woche nach Liesels Geburt kam Hans erneut nach Lengers. Das Ergebnis blieb dasselbe. Die jungen Eltern korrespondierten noch bis November 1933, dann brach der Kontakt ab. Götz heiratete im März 1934 Babette („Betty“) Baumgärtner, eine Hausbesitzertochter aus der Bamberger Letzengasse. Er selbst war der Sohn eines Ziegeleibesitzers, der im selben Jahr in Reckendorf starb. 1936 im September kam Sohn Georg („Geo“) zur Welt.

Auguste blieb mit ihrer Tochter im Elternhaus, half im Haushalt und in der Landwirtschaft. Selbst nun strenggläubige Christin lernte sie in der Landeskirchlichen Gemeinschaft den gleichaltrigen Kaufmannssohn Gustav Möller aus Vacha kennen und heiratete ihn am 9. Juli 1938 in Lengers.

Das junge Paar zog nach Mahlum bei Hildesheim und ließ Liesel bei den Großeltern zurück. Gustav hatte seiner Stieftochter zwar seinen Namen „erteilt“, sie aber nicht adoptiert, so dass Hans Götz weiter Alimente zahlen musste. Das Geld kam zur Hälfte auf ein Sparkonto und wurde bei der Währungsreform 1948 fast wertlos.

Am 15. April 1939 wurde in einem Hildesheimer Krankenhaus Gerhard Möller geboren und nur wenige Monate später brach der Zweite Weltkrieg aus. Gustav wurde eingezogen und Auguste ging mit ihrem Sohn ins Elternhaus zurück, behielt aber zunächst die Wohnung in Mahlum.

So wurde der zweite Sohn, Arthur, am 17. Juni 1940 in Lengers geboren. Augustes Vater hatte 1939 einen Schlaganfall erlitten und starb am 24. Juli 1941 im Alter von fast 69 Jahren. Auch Hans Götz wurde eingezogen, so dass die Alimente-Zahlungen stockten. Auguste schrieb deswegen an ihn und seine Frau antwortete. Spätestens jetzt wusste sie, dass er eine Tochter hat. Im Juli 1944 bekam Auguste den letzten Brief von ihrem Ehemann, danach war er vermisst. Sie wartete lange auf ihn und heiratete nicht wieder. Die elterliche Landwirtschaft betrieb sie nun mit ihrer Mutter und ihrem ältesten Bruder Karl. Alle Geschwister hatten das kleine Anwesen am Kirchplatz 11 ¼ in Lengers verlassen, der jüngste Bruder Ludwig war schon im September 1941 mit 24 Jahren gefallen.

Karl hatte 1933 am Rasweg in Lengers gebaut und wohnte dort mit Ehefrau Gretchen und den Kindern (Hans und Gretel). Heinrich hatte 1933 nach Dankmarshausen geheiratet und drei Kinder bekommen (Lene, Karl und Lisabeth). Rudolf hatte wie sein Vater Schneider gelernt und 1934 in Francop bei Hamburg geheiratet. Auch er wurde dreimal Vater (von Wera, Rita und Rudi). Valentin hatte sich in Heringen zum Rechtsanwaltsgehilfen ausbilden lassen und war dann in Marburg (Haus Tabor) Diakon geworden. Liesel besuchte das Gymnasium in Vacha, fühlte sich dort aber

nicht wohl und wechselte zurück an die Lengerser Volksschule. In Philippsthal bekam sie Klavierunterricht, aber auch das machte sie unglücklich, denn zu Hause gab es nur ein Harmonium zum Üben. Gustav legte viel Wert auf ihre Erziehung, aber sie wurde nicht so recht warm mit ihrem Stiefvater.

Am 7. Apr. 1946 wurde sie in Lengers konfirmiert und besuchte dann zwei Jahre lang die Höhere Handelsschule in Hersfeld. Anschließend arbeitete sie als Buchhalterin in der Raiffeisenkasse Philippsthal. Ihre erste Liebe war ein Flüchtlingsjunge aus dem Sudetenland. Seine Mutter war gegen die Beziehung und ihre Mutter auch, denn er war nicht nur ein Flüchtling, sondern auch wieder katholisch. Die Beiden trennten sich und er verunglückte tödlich mit seinem Motorrad.

Ein Nachbarsjunge hatte schon lange um sie geworben und nun machte sie einen Versuch mit ihm, es klappte aber nicht. Da lernte sie beim Tanzen Walter Fischer aus Heimboldshausen kennen, der bei einem Privatunternehmen als Maurer arbeitete und ein Jahr jünger war als sie. Ihr gefiel nicht nur sein Äußeres und sein Humor, sondern auch die kleine Nebenerwerbslandwirtschaft, aus der er stammte und die er übernehmen sollte. Sie arbeitete nämlich leidenschaftlich gern in der Landwirtschaft, das hatte sie mit ihrer Großmutter gemein, die am 27. Februar 1956 im Alter von 77 Jahren starb.

Als Liesel merkte, dass sie schwanger war, verlobte sie sich am 27. Okt. 1956 mit Walter und heiratete ihn am 13. Januar 1957 in Lengers. Ein Jahr lang wohnte das junge Paar in Liesels Elternhaus, am 3. Juni 1957 kam ihr erstes Kind, ein Mädchen, in Bad Hersfeld tot zur Welt. Die Kleine sollte Esther heißen. 1959 und 1961 wurden dann gesunde Söhne geboren (Wolfgang und Klaus).

Da waren Walter und Liesel schon nach Heimboldshausen übergesiedelt und hatten die elterliche Landwirtschaft des jungen Vaters im Nebenerwerb übernommen. Sie kauften den kleinen Hof eines Großcousins und bauten 1960 ein neues Wohnhaus, in das auch Walters Eltern Wilhelm und Christine Fischer einzogen.

Augustes Sohn Gerhard besuchte das neugegründete Gymnasium in Heringen/Werra, aber nicht sehr erfolgreich. Deshalb musste sein ein Jahr jüngerer Bruder Arthur auf der Volksschule in Lengers bleiben, obwohl er ein völlig anderer Typ war. Gerhard wurde später Krankenpfleger und Diakon (Ausbildung in Bethel bei Bielefeld), Arthur lernte Kfz.-Schlosser und studierte dann Kfz.-Wesen (Abschluss Dipl.-Ing.).

Gerhard heiratete im April 1966 Ruth Bein aus Lachen in der Pfalz und lebte lange in der Nähe von Langensteinbach (Baden). Arthur hatte schon im Juli 1964 Elsbeth Sänger aus Heringen geheiratet und lebte mit ihr in Frankfurt am Main.

Als alle Kinder aus dem Haus waren, wurde Auguste für einige Zeit schwermütig. Sie war in den Wechseljahren und wurde mit 46 erstmals Großmutter. Wolfgang war für einige Jahre ihr Lieblingsenkel, bis ihn Arthurs jüngerer Sohn Martin ablöste. Dieser wurde in Hannover geboren, wo sein Vater für einige Jahre am Flughafen arbeitete. Sein älterer Bruder Volker war 1965 in Frankfurt zur Welt gekommen. Er hat sich griechisch-orthodox taufen lassen und wird jetzt Georg genannt.

Gerhard und seine Frau bekamen von 1967 bis 1969 in zweieinhalb Jahren vier Söhne



Familientreffen in Lengers 1986

(Johannes, Tobias, Stephan und Friedemann), 1982 folgte noch Tochter Ann-Kathrin. Die Söhne Johannes (geb. 1967) und Friedemann (geb. 1969) kamen 1985 bei einem tragischen Verkehrsunfall ums Leben, Johannes saß am Steuer des Wagens. Augustes Verhältnis war zu beiden Schwiegertöchtern getrübt, auch ihren Schwiegersohn, Maurer von Beruf, fand sie nur mäßig passend. Ein gewisser Dünkel war ihr nicht abzusprechen.

Arthur baute schließlich in Frankfurt ein Haus und adoptierte drei Kinder, erst die in Hannover 1969 geborene Monika, dann die Geschwister Michelle und Michael. Später zogen er und Elsbeth auch noch Monikas Tochter Katharina groß. Gerhard und Ruth übernahmen das Beinsche Elternhaus in Lachen und bauten es gründlich um. Nach langem Leiden ist Gerhard dort 2011 verstorben.

Auguste besuchte weiterhin die Bibelstunden der Landeskirchlichen Gemeinschaft und engagierte sich im VdK. Zeitweise war sie erste Vorsitzende des Ortsvereins Lengers. Als Haushaltshilfe besserte sie ihre Rente als Kriegerwitwen auf, die an sich nicht gering war. Gustav hatte als Beamter im mittleren Dienst gearbeitet (als Milchkontrolleur) und sein mutmaßliches späteres Berufsleben wurde hochgerechnet.

Auguste war eher sparsam, 1959 hatte sie einen Teil ihres Wohnhauses neu erbaut und lebte nun in diesem Bau. Das alte Haus vermietete sie an eine Frau aus der Nachbarschaft und ihren Sohn.

Seit es möglich war (1963), ging sie regelmäßig in Kur. „Der Staat hat mir meinen Mann genommen, der kann das zahlen“.

Mein Bruder dichtete 1983: „Wenn Frau sich dann im Wasser aalt - Hauptsache ist, die Kasse zahlt.“ Manchmal besuchte sie ihre Brüder in Koblenz und Hamburg, ihre Söhne nebst Familie und half ganz regelmäßig ihrer Tochter in Heimboldshausen. Tenor meiner Mutter: „Ich will die Arbeit lieber selbst machen, wenn nur das Geschnäbel nicht wäre.“ Zu allem hatte Auguste eine Meinung und hielt damit nicht hinterm Bett.

Bei Schwiegertochter Elsbeth war sie dadurch besonders „beliebt“ und auch die duldsame Ruth hatte irgendwann die Nase voll. Gerhard sagte zu meiner Mutter: „Liesel, ich bewundere Dich (wie Du das aushältst)“.

Bei ihren zehn Enkeln war Auguste im großen und ganzen gut gelitten. 1988 war sie mit Wolfgang in Israel, vorher hatte sie schon mit einer befreundeten Nachbarin Mallorca besucht.

Ein USA-Aufenthalt mit dieser Nachbarin Friedel Limburg war lange im Gespräch. Überhaupt reiste sie gern. 1992 war sie mit fast 80 Jahren für mehrere Tage bei Wolfgang in Wiesbaden, wo sie auf einem Gästebett schlief und mit ihm ins Ballett ging. Trotz aller Strenge ihrer Ansichten war sie für Neues offen.

Schön war es, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Zu Wolfgang sagte sie zunächst oft: „Heirate bloß nicht zu früh, es wachsen jedes Jahr welche nach.“ Als er dann nicht heiratete, hieß es: „Warte nur nicht zu lange, sonst wirst Du wunderbar.“ Darauf sagte er dann: „Paulus meint, Heiraten sei gut, Nichtheiraten sei besser.“ Da war sie ausnahmsweise sprachlos.



Beerdigung in Lengers 2002

Se hon sich losse inschrie! Ein alter Brauch

Mitgeteilt von **Hans Pietsch**, Friedewald

Es ist 10 Uhr abends. Plötzlich wird die abendliche Stille durch Peitschenlärm unterbrochen.

„Ollwill kren se geschnappt“ höre ich die Nachbarsfrau rufen, die inzwischen ans Fenster getreten ist, um dem Ereignis zuzuschauen. „Wer?“ frage ich. Kothrin un Michel hon Winkuf (Weinkauf)! Se hon sich losse inschrie (sie haben sich einschreiben lassen), bestätigt sie weiter.

Ich verstehe nicht und lasse mir den seltsamen Lärm der Peitschenmusikanten, die taktmäßig ihren Lärm wiederholen, erklären. Wenn sich zwei das Eheversprechen gegeben haben und dies vor dem Standesamt „festgemacht“ wird, dann pflegen die jungen Burschen, die das rechtzeitig erfahren haben, das Brautpaar

mit Peitschenknallen zu beehren. Der Lärm soll unglückbringende Geister, die das kommende Eheglück stören könnten, verschrecken.

Vor Jahren wurde dieser Brauch noch viel ernster genommen. Wehe dem Brautpaar, dem nicht „geschnappt“ wurde, sie waren in der Dorfgemeinschaft nicht geachtet und nichts „gezählt“.

Als wir das Aufgebot bestellt hatten, Alter, das weißt du noch, brachtest du den Burschen einen großen Krug Bier und ich einen Kuchen. Denn wer an einem solchen Tag geizig ist, hat keine Frau verdient. Wir waren froh und stolz, dass wir nicht vergessen wurden.

Quelle: Zeitungsbericht von 1937

„Aufgebot“ und „Weinkauf“

Zum sozio-kulturellen Hintergrund dieser Begriffe

Von **Ernst-Heinrich Meidt**, Kirchheim

Der Begriff „Aufgebot“ stammt ursprünglich aus dem Kirchenrecht. Gemeint ist damit im Bürgerlichen Recht die öffentliche Bekanntmachung einer beabsichtigten Eheschließung durch die heiratswilligen Partner. Dadurch bestand für Jedermann und jede Frau die Möglichkeit, eventuelle Ehehindernisse, wie z. B. eine schon bestehende Ehe des einen Partners, der Behörde zu melden. Durch die zunehmende Mobilität der Menschen und die elektronische Führung von Melderegistern wurde das Aufgebot immer mehr zu einer reinen Formalität, da das Vorliegen von Ehehindernissen leichter durch Aktenabgleich als durch öffentlichen Aushang ausgeschlossen werden konnte. Folgerichtig wurde das

öffentliche Aufgebot in der Bundesrepublik Deutschland 1998 abgeschafft und durch die Anmeldung zur Ehe ersetzt.

Der Begriff „Weinkauf“ meint eine feste Gebühr, die bei Übernahme eines Hofs vom Pächter an den Grundherrn zu entrichten war. Die Bezeichnung hat mit Wein nichts zu tun, sondern stammt von dem niederdeutschen Wort Winkop ab. Die erste Silbe beinhaltet den Ausdruck Gewinn und bedeutet in diesem Fall Nutzungsrecht an Grund und Boden. Win wurde beim Übertragen ins Hochdeutsche zunächst irrtümlich in wien und dann in wein verändert. Die Gebühr wurde fällig, wenn ein Leibeigener durch Erbschaft oder Eheschließung Rechte am Hof des Grundherrn erwarb.

Kinderverse in Friedewälder Mundart

Mitgeteilt von **Hans Pietsch**, Friedewald

Ech geng mol in de Beer,
do wor mie Deppche leer.
Do komm ech off de Holl (Hohle),
do wor mie Debbche voll.

Do stoß ech ver nen Wackerstein,
do wor mie Deppche korzeklein.
Do kam mie Modder met der Owekräck (Ofenkratze),
on schlog mech off den Hohlereck (hohlen Rücken).

Au, das tut ja gar so weh, ich will net werre in die Beer geh.
Da kam die Eller mit nem Schmandebrot, un da war alles werre god.

Aeß rânt decke Droppe,
de Jonge moß mer Kloppe,
de Märche moß mer schone,
be de Zetterone.

Trass, trass, trull,
der Herr der kemmt von Full (Fulda),
der Herr der kemmt von Isenach
do sitzt dos Gillche (Gäulchen) ufm Dach
un will sich in tausend Stücker lach.

Su, Su Siesche (Susannchen),
hinger Hanse Hiesche (Häuschen)
hänge hunnert Hemmer (Hemden) rus,
hunnert Hemmer hänge rus,
hinger Hanse Hasehus.

Der Schlägelstag

Mitgeteilt von **Hans Pietsch**,
Friedewald

„Känd hit mosste offbass, dass kei Schläget, sust get sere jeden Dog!“ pflegt zuweilen heute noch die Mutter zu ihren Kleinen zu sagen, wenn der 2. Januar kommt.

Und so ist der Schlägelstag bis heute ein allgemein gefürchteter Tag geblieben, der dem Dorfe sein eigentümliches Gepräge gibt. Da die Holzhauer, die früher in den Walddörfern einen großen Teil der schaffenden Bevölkerung ausmachten, Wald und Axt meiden, so wurde der Schlägelstag in vielen Gegenden Deutschlands als „Gemeindetag“ gefeiert, an dem die Gemeindeämter, wie Vieh-, Schweine- und Gänsehut sowie Bullenhalter und Nachtwächter vergeben wurden.

Vorstand und Aufsichtsrat der Dorfkasse halten an diesem Tag gründliche Revision. Früher war es auch Sitte, dass das Dienstpersonal wechselte, „scherzte“ wie man sagte, nach dem es sein Abschiedsgericht, seine „Trollsuppe“ eingenommen und den letzten Laib Brot, den „Scherzlaib“, im Reisegepäck verstaut hatte.

Die Herkunft des Brauches ist heute nicht mehr bekannt. Aber der Schlägelstag ist ein Beweis dafür, wie unser dörfliches Volk an alten Sitten und Gewohnheiten festhält, obwohl sie nirgends befohlen oder aufgeschrieben sind.

Quelle: Zeitungsbericht von 1937

Schlägelstag sogar in Wikipedia

Von **Ernst-Heinrich Meidt**,

Schriftleiter von „Mein Heimatland“

Sogar in Wikipedia hat der Schlägelstag Eingang gefunden. Dort steht unter dem Stichwort „Waldmännchentag“ Folgendes:

Der 2. Januar gilt als Waldmännchentag, auch Schlägelstag oder Waldfest. Es handelt sich hierbei um eine tief verwurzelte heidnische Tradition, die vor allem in der hessisch-thüringischen Grenzregion, im Hainich und im Eichsfeld verbreitet ist.

Im Volksglauben galt der 2. Januar als Unglückstag. An diesem Tag war Waldfeier und alle Waldarbeiten mussten unterbleiben. Dies wurde als Schlägelstag ab dem 15. Jahrhundert auch auf die Arbeit im Bergwerk, in den Schächten am Hohen Meißner und im Richelsdorfer Gebirge ausgedehnt. Wer dieses Verbot nicht achtete, traf mit Sicherheit im Wald auf das Waldmännchen, eine Art Waldschrat oder Kobold, welcher sich in seiner Winterruhe gestört fühlte und mit grimmiger Rachsucht, meist auch mit dem Tode strafe. Der Tag fällt zudem in die Zeit der Rauh Nächte, an denen man stets mit Spukerscheinungen rechnen musste. Demnach handelt es sich bei dem Schlägelstag keineswegs um ein nur lokal oder regional bekanntes Brauchtum.

»Mein Heimatland«, monatliche Beilage zur
»Hersfelder Zeitung«. Gegründet von Wilhelm Neuhaus.
Schriftleitung: Ernst-Heinrich Meidt, Kirchheim
Verlag:
Hoehl-Druck GmbH + Co. Hersfelder Zeitung KG